

(Nachdruck verboten.)

77

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzamer.

Aber in Köln war jeglicher Uebergang vorbei. Der Deutsche war wieder in Deutschland. Er verzieh sogar dem Bahnhofskellner, daß er ihm den Kaffee hinstieß, als ärgere er sich, daß er überhaupt bedienen müsse. Er ging in die Stadt und trank deutschen Wein und kaufte deutsche Zigarren.

Es war ein heiterer Tag. Er entschloß sich, mit dem Dampfer bis Mainz zu fahren. Mit dem Dampfer auf dem Rheine! Sein Herz hüpfte. Jugend! Alles Glück und alle Liebe der Jugend!

Der Himmel war rein und blau und wurde immer heller, je höher die Sonne stieg. Die Luft war ein Silberflimmer. Der Rhein war grün, hell und glitzernd. Die Städte und Berge, die Burgen und der Wald, die Türme und die Felsen waren vergoldet. Und es war ein Grüßen zu ihm — und es war ein Gruß zu ihnen. Das helle Schiff fürchte den grünen Rhein zu Bergen — und Bingen kam, das liebliche, einzige; der Rheingau grüßte, der reiche, gesegnete, und den Türmen und Brücken des goldenen Mainz fuhr der Dampfer entgegen. Nachmittagsglanz lag auf der Stadt, und der Abend wartete schon, seinen Purpur über sie zu gießen. War die Welt schön! War das Leben ein Glück!

Auf Schritt und Tritt ging die Erinnerung mit ihm. Auf Schritt und Tritt klang im Neuen das Alte. Zum Bahnhof!

Er fuhr mit dem nächsten Zuge seinem Dorfe zu.

Wie war das verändert! Ein anderer Bahnhof, eine andere Bahnhofstraße, neue Häuser, Fabrikshornsteine, und wo die Pappelallee die Wiesen durchschneiden hatte, glitzerte der Schienenstrang einer neuen Bahnstrecke, die von Oppenheim nach Bingen führte.

Hier war er fremd. Niemand erkannte ihn. Er war froh. Aber als er aus dem Bahnhofsgelände heraustrat, blickte er nach links hinaus in das Wiesenland. Da war der helle Siebel der Eulenmühle, wie er immer gewesen war. Und der Rauch stieg auf. Er mußte die Zähne aufeinander beißen. Um seine Lippen zuckte es. Er fühlte seine Augen feucht werden. All dies Glück, war es Leid? All dies Leid, war es Glück? Er wußte nicht, was er mehr fühlte. Es war so schmerzlich und so wohligh, was da aufstieg, und es machte ihm das Herz weich.

Die Mutter saß auf der Treppe und blickte, den Kopf in die Hände gestützt, vor sich hin. An der Pumpe holte jemand Wasser. Nun stand er vor ihr. Sie war alt, grau und runzelig geworden. Ihre Lippen waren eingezogen, und ihr Mund schien noch größer geworden zu sein.

Sie erkannte ihn, wie er sagte: „Guten Tag, Mutter!“ Sie schrie ganz laut auf und sprang in die Höhe. Und erst nach einer Weile fand sie ein Wort. „Philipp!“ rief sie. Und sie stand immer noch unbeweglich. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Er küßte sie. Und plötzlich, unter Weinen und verschluckten Tränen, rief sie: „Danz doch! Danz doch! Philipp!“ Mit dem hohen A, das ihm so viel Spott eingetragen hatte.

Da nahm er sie in die Arme und schwenkte sie herum und sagte, als er sie wieder frei gab:

„Ja, da bin ich, Mutter!“

„Wahrhaftig, da bist Du!“ sagte sie.

„Bist Du froh?“

Sie nickte nur.

„Wirst einen schönen Sungen haben?“ fragte sie.

„Nein, gar keinen.“

„Na, komm herein. Es gibt noch was im Küchenschrank. Weißt Du, was? Ich hab den letzten Winterschwartenmaggen grad gestern angeschnitten.“

Sie gingen hinein. Und die Kunde von Philipps Heimkehr lief durchs Dorf. Nun war es eine ganze Menge Leute, die ihn schon erkannt und gesehen haben wollten.

Sie sahen immer beisammen und erzählten einander, die Klar und ihr Philipp. Keinem Menschen gab sie eine Aus-

kunft. Nicht einmal recht sehen ließ sie sich. Der Schlüssel war nun kaum mehr daheim. Beständig unterwegs.

So gingen die ersten Tage hin. Philipp mied das Dorf. Er war hier schon.

Am Abend ging er mit der Mutter ins Freie. Und einmal gingen sie der Eulenmühle zu.

„s ist da alles anders.“

„Tut nichts,“ sagte Philipp.

Die Nebel zogen durch die Erlen, die Blätter der Pappeln flüsterten, das Haar der Weiden wehte.

„Das ist all noch, wie es war,“ meinte Philipp.

Sie gingen schweigend.

„Gast viel ausgehalten?“ fragte die Mutter.

Er antwortete nicht.

Durch die Bäume strich der Abendwind und lief sprunghaft über das hohe Wiesenrasen und glitt sachte am Ufer des Wassers hin.

„Was ich die Jahre immer gemeint hab — sie seufzte — ich hab Dir ein besser Leben machen wollen, als ich eines gehabt hab, und nun hast Du grad so schlecht eines gehabt wie ich. Aber ich hab nit besser gewußt und hatt mich nit zu beklagen; — aber Du hättest doch besser haben können.“

„Ja, Mutter,“ sagte er, „es ist uns beiden gleich schwer gewesen — so wie es uns sein mußte. Kann Dir das Leben noch etwas tun?“

„Mir schon lange nit“ — und sie hob den Kopf und die Schulter. Sie lächelte fast.

Da sah er sie stolz an. Sie sahen sich beide sehr ähnlich jetzt.

„Aber war's auch für Dich nötig? Was hast Du davon?“

Er neigte den Kopf zu ihr und küßte sie auf die Wange.

Dann flüsterte er ihr ins Ohr:

„Leids genug, um gut zu sein wie Du, Mutter, und Behmut genug aus allem, die Menschen zu verstehen und ihre Not zu begreifen — und sie auch ums Uebelste nicht zu verdammen. Und noch etwas, Mutter, — die Welt sehr gerne zu haben, wie ich Dich habe — und wie Du sie hast.“

„Ja,“ sagte sie, „und für mein ganz schwer Leben noch mal, von a bis z noch mal, leben möcht ich doch. Schön ist's doch, daß man lebt.“

Die Eisenbahn raste über den Damm.

„Tut's Dir nit das Herz bobbern — willst Du nit wieder hinaus in die Welt, wenn Du die Bahn siehst?“

„Am Ende bin ich noch nit“ — er nahm den Dialekt auf. „Aber was nun kommt, ich sieh meinen Mann.“

„Wär's nit auch anders möglich, gewesen?“

Er befann sich.

Eine Pappel lag ihnen quer über den Weg. Er blieb stehen.

„Da siehst Du's, Mutter. Der eine Baum wird Bauholz, der andere Brennholz, der eine fällt von selbst, der andere muß gefällt werden, und wieder einer fällt nie und verfault auf seinem Platze.“

„Gast recht,“ sagte sie. „Und was vorbei is, is vorbei. Meinst nit! Und ich bin nur froh, daß Du gekommen bist. Sie haben immer im Dorf gesagt, Du wärst ein Dump worden.“

Sie gingen schweigend. Die milde Feuchte des Wiesengrundes umkostete sie.

„Wie Du Bub warst, he?“ fragte sie.

„Ja, wie ich Bub war!“

„Und jetzt bist Du grad wieder so, wie Du als Bub warst.“

Sie gingen wieder schweigend.

In der Eulenmühle ging ein Licht auf. Der Hund bellte. „Gehen wir doch nicht hinein,“ sagte Philipp, „es ist schöner so.“

Sie gingen über die weiße Brücke der Selz bis zu dem lebenden Baum, der um die Eulenmühle gezogen ist, blieben einen Augenblick stehen, lauschten auf den Wasserfall, dann nahmen sie sich an der Hand und gingen langsam den stillen Weg zurück.

Man sah oben am Viadukt die Lichter des Dorfes. Die Mutter mußte sich einen Augenblick sehen.

„Weißt Du, wie alt ich jetzt bin?“

„Nun?“

„Sechzig!“

Er sah sie lange an.

„Arme Mutter!“

Aber sie lachte laut mit ihrer tiefen, rauhen Stimme.

„O mein! So lang ich noch gesund bin! Kei'm Jungen geb ich was nach. Und gilt's — ich weiß — hab ich als noch mehr Kurasch als Du und noch drei!“

Der Feldweg führte sie bald nach Hause.

Im Dorfe sagten sie, die Kaiserklar wäre wieder zehn Jahre jünger geworden. „Weiß kein Teufel, das ist ein Ruder.“

23.

Aus der Fülle seiner Erfahrungen, seines Leidens und Ringens hatte Philipp sein Buch geschrieben. Es war der Schwung der Heimatliebe, es war die Tiefe des Heimfindens darin. Und nun ging es gegen den Herbst. Die Zeit kehrte wieder, die melancholisch macht. Philipp brachte sie die Erinnerung seines Wegganges. Die Bäume wurden kahl, die Ringerte färbten sich gelb, und in den ausgelegten Lagen lagen die Aebeln schon das Laub fallen. Man würde früh herbsten dieses Jahr. Der Nebel drückte schon die Trauben, und sie hatten diesen matten, von einem leisen Gold getönten Hauch, der eine dünne Haut und einen süßen Saft verrät. Am Morgen war die Welt zu, mit Nebel ummauert. Nählich wurden die Hügel wieder klar, wenn die Sonne die Nebelmauern auflöste. Dann blinkten die Hügel und lachten in der Dämmerung ihrer Herbstfarben.

Fern woher glitt ein Schweigen. Philipp sah in seinem Stübchen und träumte und sann. War ihm bange? Es war ihm bange vor einem Frost, der zu frühe fällt. Er macht alles kahl — und die Trauben kommen nicht zu ihrer Reife. War nicht ein Glied wo für ihn in der Welt? Hinter den Hügeln, hinter den Nebeln — und konnte es nicht klar und hell und blinkend werden im wachsenden Tag, in der steigenden Sonne? Er wagte es nun nicht zu rufen. Er hatte den Mut dazu verlernt in der langen Zeit des Ringens und Harens und Harenlassens. Und vielleicht hatte das Leben es ihm genommen, oder vielleicht hatte der Tod es ihm gemächt vor der Zeit. Er dachte an den zurückgekommenen Brief, der Weits Tod gemeldet. Er zitterte. Und er hatte keine Ruhe mehr.

Er wollte schreiben. Und wie er vor dem weißen Bogen saß, fiel ihm so viel zu sagen ein, daß ihm eigentlich nichts einfiel. Das Papier blieb leer und irritierte ihn in seinem weißen Glanze. Dann faßte er sich und nahm sich zu einer Konzentration zusammen. Es mußte doch nun sein und sich eine Art finden lassen. Sein Herz hing daran wie an einem Leisten, mit einer stillen Reichheit und einer ganz verschwiegenen und verschlossenen Steifheit. Er hatte sie darin festgehalten, er hatte sie vor dem groben Leben und vor den Menschen behütet. Nun war sie, als müsse er sie vor sich selbst behüten. Sie wagte sich nicht hervor, sie wagte nicht frei zu werden in beglückendem Ergreifen, in selbstlichem Genuß, der nicht nach Vergangenheit, nach Leid und Unrecht fragte, in dem keine Reue war und kein Gewissen, das beschneidet und fesselt. Wenn es ein Glied war, und wenn er es haben sollte, so mußte es ein freies sein, ganz in der Kraft seiner selbst, ganz in dem vollen Bewußtsein seiner Berechtigung.

Hier hatte seine Seele eine Schwäche behalten, hier war sie gebunden.

Und er meinte nachgeben zu müssen, die Hände fallen zu lassen und gleiten zu lassen, was gleiten wollte, auch wenn es ihm entglitt.

So prüfte sich sein Verlangen und Fühlen, ohne daß er sich darüber klar wurde. Wenn die eine Hand schon gesunken war, die andere war noch erhoben — es streckte sich der Arm — und er sank nicht. In der Nacht, da draußen der Regen fiel, fanden sich die Worte ein. Er schrieb:

„Ich bin hier in meinem Heimatdorfe, bei meiner Mutter. Komm! Du findest mich, wie Du mich finden solltest nach unserer Abmachung. Oder wie ich mir's in den Jahren eingebildet habe, wie Du mich finden solltest. Komme gleich! Es war zu lange gewartet, um länger warten zu können.“

Und er schrieb die Adresse, deren Bild ihm jahrelang vor Augen geschwebt hatte: Mademoiselle Melanie Süßfeld, Paris, poste restant, bureau des postes No. 96 (Grand-Hotel).

In der Morgenfrühe trug er den Brief zur Bahn. Er

ging zu dem Zuge, mit dem er früher nach Mainz in die Schule gefahren war. Die beiden Lichtaugen des Zuges kamen aus dem Nebel heran. Er warf den Brief in den Kasten des Postwagens. —

(Fortsetzung folgt.)

Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg.

Autographische Uebersetzung von Laura Selbt.

16]

„War es nun nicht gut, daß wir halbpact machten, Sören?“
„Ich hab es nicht bereut. — Der Verg, das ist ein Bauernfreund. Ob das wohl auch angehen kann, den Großen all dergleichen an den Kopf zu werfen?“

„O ja! — Du sollst nur sehen, das wird noch besser werden. Paß nur auf, es kommen andere Zeiten jezt.“

Sören lächelte ein bißchen wehmütig, und das stand seinem Antlitze mit den weißen Zügen so gut.

Jürgen wollte gerade noch etwas sagen, doch mit halbgeöffnetem Munde blieb er lauschend eine Weile stehen und auch die anderen blickten nach der Tür.

Aber es zeigte sich nichts; alles blieb still.

Die kleine, in einem turmartigen Holzgehäuse stehende Stubenuhr eilte hastig vorwärts mit ihrem Tick-Tack! Knick — Knack! — ganz neckisch im Vergleich zu dem langsamen Gehwerk der alten Sütländer Uhr, die nun im Abnahmezimmer hing.

Jürgen trat aus der Haustür heraus und schritt nach der einen Handseite hin, wo er barhäuptig Ansehen hielt, während ihm der Wind das Haar zerwühlte. Er beugte sich vornüber und ließ den Blick am Boden entlang schweifen. Aber es war nichts, weder zu hören noch zu sehen.

Dann ging er wieder hinein. Sören knal sah da, als wüßte er an etwas, das er gern herbeibringen möchte und nicht konnte!

Sowohl Jürgen als Marie empfanden das. Sie ahnten nichts Gutes! Sören sah da, stützte die Ellenbogen auf die Knie und sah vor sich nieder.

Es herrschte eine peinliche Stille, nur unterbrochen von dem nagenden Geräusch der Mäuse auf dem Boden.

Endlich sagte Jürgen, wobei er Sören scharf beobachtete: „Ob wohl gar keine Leute kommen werden?“

„Ich glaube es fast nicht, nach allem, was ich gehört habe.“ Die letzten Worte sprach er sehr leise.

Jürgen forschte nicht weiter. Und Sören knal ging bald darauf. Marie ließ den Strickstrumpf sinken und blühte hilflos auf die leeren Bänke. Jürgen sah da mit gestäubtem Haupt, daß, mit tiefstschmerzlichem Zug um die Mundwinkel und einem Blick, als starrte er in den Strom, an der Stelle, wo sein Kind unterging.

Schließlich legten sie Hand an und trugen gemeinsam die Bretter hinaus.

XV.

Nie sah man Anders Krage außerhalb seines Abnahmezimmers. Man drinnen aber hielt er scharf Ausguck. Das, was er nicht vom Zimmer aus im Süden oder vor der Küche aus im Norden beobachten konnte, das erspähte er von einem Bodensenster aus. Und Tag für Tag sah er auf seinem Posten hinter den Scheiben.

Er verfolgte Jürgens Tun ganz genau; sei es, daß er im Felde oder zur Stadt war.

Es gab Zeiten, wo Jürgen sich mit verdoppelten Kräften über die Arbeit hermachte. Dann wieder trieb er scheinbar unlustig umher, ohne irgend etwas anzupacken. Seine Arbeitslust schien sehr ungleich zu sein. Das waren dann wohl die Grillen und Läden, die er nicht fassen lassen wollte, dachte Anders. Und dann hatte er das stetige, zähe Weiterschreiten der Ochsen noch nicht gelernt, was doch auch für die kleinen Gänster der Sanddünen das einzig Mögliche war.

Und wie die Zeit so allmählich unter diesen Verhältnissen weiterschritt, konnte Anders deutlich beobachten, daß die Felder nach und nach verfielen.

Oft stand er da und starrte hinaus auf das Land und sehnte sich nach der Erde wie nach einem lebenden Wesen. Und ein Verlangen erwachte in ihm nach dem Duft des Heus und der Gräser und nach dem Laut wiederläufiger Tiere, daß er fast krank wurde.

Als das Frühjahr kam, schritt er, den Blick zum Fenster hinaussendend, unaufhörlich hin und her, gleich einem Tier im Käfig, immer ein paar Schritte vorwärts und ein paar Schritte rückwärts, oft einen halben Tag lang. Stetig beobachtete ihn voll Sorge; ihr schien er immer mehr in sich zusammenzuknien, als ob innerlich etwas nicht in Ordnung sei. Da fragte sie: „Ost Du Leidweh, Vater?“

„Leidweh!“ wiederholte er höhnisch, und das war seine ganze Antwort.

Aber Anders schloß seine Tür nicht auf und schritt nicht hinaus ins Frühjahr. Er hielt sich innerhalb seiner vier Wände und verlangte sein Ausgedinge bis auf das letzte Aderchen.

Die einzige Tageszeit, wo er ruhiger ward, war die Stunde der Zeitungslektüre, wenn er die „Vollzeitung“ las, die auch ihm jezt

unentbehrlich ward. Er konnte sich nicht überwinden, sie zu halten, und da das Ganze ein Geheimnis bleiben sollte, mußte Kjesten sie Tag für Tag bei ihm einschmuggeln. Er las sie gründlich und immer gründlicher, bis schließlich niemand besser mit den öffentlichen Angelegenheiten, den Marktpreisen und den politischen Verhandlungen im Reichstag Bescheid wußte als Anders Krage, was indessen niemand — die jungen Leute im Hause Krage vielleicht ausgenommen — wußte oder ahnte.

Dadurch mußte Anders sich schließlich gestehen, daß Jürgen nicht so unrecht hatte, wenn er von der großen Gemeinschaft sprach. Und wenn in solchem Augenblick Anders mit gesenktem Haupt am Fenster vorbeischielt, schmolz gleichsam etwas in des alten Anders Brust, und es überkam ihn die Lust hinauszugehen, dem jungen Mann die Hand zu reichen und gemeinsame Sache mit ihm zu machen.

Trotzdem aber blieb er drinnen sitzen, ohne sich zu rühren, und starzte hinaus auf die vernachlässigten Felder.

Anders ging da drinnen umher in seinem Abnahmezimmer und versiel schließlich. Niemand kam zu ihm, und er kam zu niemand.

Kjesten wollte sein Aussehen nicht gefallen, aber sie beruhigte sich dabei, daß er guten Appetit hatte, da würde es wohl nichts weiter zu bedeuten haben. Und doch machte es einen sonderbaren Eindruck, wenn er dort am Fenster saß und seufzte, ohne den Mund aufzumachen. Und dann auch, daß er niemals hinausging, so lange es Tag war!

Eines Tages kam ihr der Gedanke, die kleine Kjesten mit hinüber zu nehmen zu ihm.

Als Anders das kleine Kind auf seinem Arm spürte, kam Leben und Bewegung in sein Antlitz. Seine Stirn furchte sich, aber seine Augen lachten, er biß die Zähne zusammen, aber seine Lippen lächelten und seiner Kehle entfuhrten etliche schluchzende Laute, die sowohl Lachen als Weinen bedeuten konnten.

Seit der Zeit aber saß Klein-Kjesten stets auf Anders Knie im Abnahmezimmer, wenn die Frauen zu brauen hatten oder sonst eine Extrarbeit vorlag.

Dann eines Tages, als der kleine Anders draußen spielte, öffnete er ein wenig die Tür, winkte und lockte. Der Knabe sah erst etwas Scheu zu ihm auf, aber schließlich ging er doch mit ihm hinein, wo dann Anders ihn auf den Tisch setzte, seine beiden kleinen Hände ergrieff und mit einem breiten Lächeln sagte: „Wir beiden Anders!“

Der Enkel plauderte und stellte Fragen, der Großvater antwortete, so gut er konnte, aber immer wieder rief er: Wir beiden Anders!

Der Junge bekam ein Butterbrot, und der Alte bemerkte, mit welcher Gier er es verschlang, wobei ihm der Gedanke kam, daß es denen da drinnen wohl schwer genug werden könne, so viele Mäuler zu stopfen.

Da ward der Alte finster und sprach zu sich selber: „Du bist ein Schlingel, Anders; denn während Du hier sitzt und Lammschlegel und Sped freißt, sitzen die Entelkinder auf der anderen Seite der Wand und kauen trockene Rinden, — ein großer Schlingel bist Du!“

Aber das Verhältnis ward trotzdem nicht anders. Es war, als läge es nicht in seiner Macht, es zu ändern, sondern sei ein Teil des Schicksals geworden, das auf dem Krageischen Hause ruhe.

Es kamen Boten, die Rechnungen brachten, und der Gerichtsvollzieher kam, das waren Leute, die man hier ehedem nie gesehen hatte.

Aber Anders saß hinter seinen Fensterscheiben und sah zu. Nicht einmal während der dringendsten Erntezeit, wenn der Regen über dem Kopfe hing, ging er Jürgen zu Hilfe.

Nur in den hellen Sommernächten, wenn die anderen schliefen, kam die hohe, gebeugte Gestalt zum Vorschein und ging rings herum um die Felder. Auf diese Weise vergingen zwei Jahre.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Spielzeug.

(Zur Ausstellung im Warenhaus Tietz.)

Es gab einmal eine Pädagogin, die glaubte, daß es ein Ideal sei, aus dem Schüler ein Spiegelbild des Lehrers zu machen. Diese Methode litt an einer Ueberschätzung der Magisterwürde und der Regeln; sie mißachtete das Recht der Persönlichkeit, das mit jedem Neugeborenen immer wieder seinen Anspruch erhebt. Obgleich nun die engbrüstige und kurzfristige Schablone auch heute noch, wie ein finsterner Moloch, die Kinder frisst, so hat sich doch in den besten Köpfen eine neue Erkenntnis befestigt. Die Erkenntnis nämlich, daß ein Lehrer (auch der Vater und die Mutter) nichts anderes sein soll als eine Art Geburtshelfer, der aufhorcht, hineinhört, ob da in dem jungen Menschlein vielleicht etwas keime, sich vielleicht etwas regt, was an den Tag will, was wert ist, an den Tag zu kommen. Des Lehrers höchste Pflicht ist es, den angebornen Anlagen der Schüler die Wege zu ebnen. Damit die Jugend ungebrochen und gesund zu sich selbst komme. Lehren heißt: organisieren; Lehren heißt: entwickeln, heißt das Kind (erst recht den Jüngling) mit der nötigen Lust zu erfüllen, daß es sich selber und von innen heraus aufbaue.

Das ist das Geheimnis des kindlichen Spielzeuges, daß ein Nichts die ganze Welt in sich trägt, sich bald in ein Tier, bald in einen Menschen, bald in einen Riesen zu wandeln vermag. Das Kind ist der größte Zauberer; im Spiel schafft es Welten. Die meisten unserer Spielzeuge mißachten den schöpferischen Trieb der kindlichen Psyche; sie sind zu deutlich, zu vollständig. Sie sind in plumper Wirklichkeit bereits das, was sie erst durch das Kind in einer wahrhaftigeren, phantastischen Form werden sollten. So wirken sie auf den Baustrieb, den Weltbautrieb der Kinderseele nicht anreizend, sondern lähmend. Das meiste Spielzeug ist didaktisch, es belehrt; es verlangt nach einer Erklärung, löst aber nicht die Sinne und Instinkte zum heiteren, zwadlosen und doch nach einem höheren Maße nützlichen Spiel. Das Spielzeug braucht nicht mehr zu sein als ein Beutruf, als ein Druck auf den Kontakt, die gespeicherten Affoziationen in Fluß und zur Kristallisation zu bringen. Das Kind bedarf nicht der Teufel und Drachen; ein simpler Esel, ein Rutscher, ein Baukloß, ein gedrehtes Handtuch, eine Kartoffel reichen für viele Stunden produktiven Glüdes. Das ist der Entwicklungswert des kindlichen Spiels: eine in der Dämmerung beharrende Vorbereitung auf das Leben des hellen Tages. Der physiologische und pädagogische Zweck des Spieles ruht in der avangiolischen Gymnastik des Hirnes und der Muskeln. Das Spielzeug soll auch nicht satt, sondern hungrig machen, nicht faul, sondern mutig und schaffensfroh.

Solche Einsicht leitete zu der Konsequenz, daß es das Vernünftigste wäre, dem Kind so wenig wie möglich fertiges Spielzeug anzubieten, ihm desto mehr Gelegenheit und Notwendigkeit zu geben, sich aus alltäglichem Rohmaterial die selbstgemachten und gewaltigsten Dinge selber zu produzieren. Man erinnere sich nur, was einem mehr Vergnügen bereitet: die Eisenbahn, die man geschenkt bekam, aus Blech, lackiert — oder die Basterei, die aus Zigarrenkisten mit Garnrollen (die man aus der Mutter Nähstichstahl) ganz primitiv und doch unübertrefflich eine leibhaftige Lokomotive zimmerte. Es war kein kindliches Bedürfnis, diese Ueberhäufung des Marktes mit differenziertem Spielzeug. Es war nur eine der barocken Nebenerscheinungen des kapitalistischen Drängens; daß auch das Spielzeug der Mode unterworfen wurde. Den Umsatz zu mehren erfinden die Fabrikanten immer neue Tricks, bewegliches, sprechendes und fliegendes Spielzeug. All diese Komplikationen waren aber letzten Sinnes überflüssig, selbst schädlich. So darf man denn zufrieden sein, wenn heute sich Auge Pädagogen gegen das Jubiel an Spielzeug kehren und sich dafür einsetzen, daß man den Kindern nur noch solche Dinge gebe, die nicht unmittelbar sättigen und schließlich langweilen, vielmehr gleich einem Sprungbrett der kindlichen Seele helfen, in Schwingung zu kommen. Und was noch besser ist: daß man die Kinder anleite, sich aus möglichst primitiven Stoffen kompliziertere Gebilde nach der Architektur des eigenen Ich zu bauen. Aus Streichhölzern, aus den entleerten Hülzen von Glühkörpern, aus Pappdeckeln und ähnlichem Kram des Hausrates läßt sich alles machen, was die Kindesseele füllt und lockt. Aus Kastanien, aus Eicheln und Nüssen werden, wenn man ein wenig Draht, ein wenig Plastelin oder einige Federbüschel hinzunimmt, Schwäne oder Gähner angefertigt. Aus Plastelin oder Ton läßt sich überhaupt eine Welt schaffen; und wenn man nun noch gar Farbe dazutut, so kann man mit den Gemüsefrauen wetteifern, selbst mit dem Schlächter, selbst mit dem Konditor. Es gehört nun zu den feinsten Künsten der modernen Pädagogik, solche Selbstständigkeit den Spiele zu leiten und zu beeinflussen, anzuregen und auf ein Ziel einzustellen, ohne daß die Kinder von der Belehrung und dem Erziehungsvorgang irgend etwas merken. Gewiß, man kann den Kindern allerlei Hinweise und Winke geben, daß sie sich Material suchen und dem Gefundenen immer wieder neue Figuren abjagen; aber: die Kinder sollen's nicht spüren. Damit sie sich als Baumeister fühlen und Herren einer ganz tollen und furchtbar lustigen Welt.

Diese Hinweise werden hinreichen, um Eltern und Lehrern anzuzeigen, was es in der Ausstellung bei Tietz (neben mancherlei Torheit) Nützliches und Schönes zu sehen gibt. Die Selbstanfertigung des Spielzeuges gehört heute mit hinein in den Kreis der modernen Erziehungsmittel, die dem ewigen Einerlei des Wortes die Anschauung und der einseitigen Dressur des Gehirnes die Übung der Hand gefellen wollen.

Robert Breuer.

Kleines feuilleton.

Aus dem Pflanzenleben.

Die Pflanze als Hebelran. Daß der Pflanzenkörper in seinem Aufbau sich als ein Kunstwerk erweist, gegen das unsere gegenwärtige Jugendkultur oft weit zurückbleibt, ist wenig allgemein bekannt. Was der Mensch erst durch zahllose Versuche und endlose Berechnungen entdeckte, das hat die Pflanze sich zum Aufbau ihres Körpers schon längst zunutze gemacht. Wie der Techniker hohle Säulen verwerdet, um eine Druck- oder Biegefestigkeit zu erzielen, so hat die Pflanze für analoge Fälle ihrem Körper langgestreckte Hohlräume eingefügt. Während andererseits feste, womöglich gar gedrehte Körper dem Pflanzenleib genau so wie bei den Werken der Technik dazu dienen, Zugfestigkeit herbeizuführen. Ein besonders interessantes Beispiel dieser Art benutzt

ein Pflanzenphysiologe um darzutun, daß die Pflanze die Technik eines Hebetrans in sich trägt.

Die Zweige der Nadelhölzer bestehen, wie den Holzarbeitern bekannt sein dürfte, aus sogenanntem Weißholz und aus Rothholz. Der Unterschied wird bei einem Querschnitt deutlich bemerkbar. Das Weißholz ist weich, das Rothholz äußerst hart. Versuche haben ergeben, daß das Weißholz viel mehr Zugkraft ausübt als das Rothholz; dagegen ist letzteres besser geeignet, dem Druck Widerstand zu leisten. An der lebenden Pflanze ist das Weißholz an der oberen Seite der Äste angeordnet. Dies hat für die Pflanze den Vorteil, daß einer Belastung der Äste, durch Schnee etwa, größerer Widerstand geleistet wird, als wenn das druckfeste Rothholz oben liegen würde. Durch entsprechende Versuche läßt sich solches leicht nachweisen. Man braucht nur einen abgeschlagenen größeren Tannenzweig, der am Stammende irgendwie festgelegt ist, sonst aber frei schwebt, an anderen Ende zu belasten, wobei einmal das Rothholz, ein andermal das Weißholz zu oberst kommt. Der Unterschied wird sofort sichtbar. Auf die Kunst unserer Technik angewandt, zeigt das Beispiel, daß das untenliegende Rothholz dem schräge aufstrebenden hohlen Träger eines Hebetrans, das Weißholz den in einiger Entfernung darüber hinweg laufenden Seilen oder Zugstangen entspricht. Die Anordnung der Äste an dem Baum gleicht dann genau derjenigen des Hebetrans an seinem senkrechten Postament. h.

Technisches.

Ferngaswerke. Man ist in der Regel gewöhnt, die Elektrizität als die einzige Energieform zu bezeichnen, die in wirtschaftlicher Weise auf größere Entfernungen geleitet werden kann. Es ist jedoch möglich, auch andere Energieformen oder richtiger Energieträger auf größere Entfernung bis an die Verbrauchsstellen zu schaffen. Dampf eignet sich dazu allerdings nicht, weil lange Dampfleitungen teuer in Anlage und Unterhaltung sind und unvermeidbare Verluste an Menge und Druck auftreten. Lange Dampfleitungen, die von einem zentralen Kesselhause zu verteilten Maschinen führen, gibt es daher auch heute nicht mehr. Geringes findet man hier und da Fernheizwerke, die die zur Heizung von Räumen erforderliche Wärme an Dampf gebunden auf verhältnismäßig größere Entfernungen, ganze Häusergruppen, verteilen. Eine größere Bedeutung haben aber die Ferngaswerke, die größeren Gebieten von einer zentralen Stelle aus Gas für Beleuchtungs- und Heizzwecke liefern. Es gibt heute in Deutschland etwa 40 derartige Ueberlandgaswerke, die etwa 2 Millionen Einwohner mit Gas versorgen. Besonders wichtig sind diese Ferngaswerke für die Ausnutzung des Koksosfengases. In den Kokereien werden heute die Nebenprodukte immer mehr ausgenutzt, während diese, wie Teer, Ammoniak usw., früher verloren gingen. Zu einem der wertvollsten der Nebenprodukte gehört auch das Koksosfengas, besonders in den Kokereien, die Dafen nach dem Prinzip der Siemens'schen Regeneratoren verwenden. Es werden hier bedeutende Mengen von hochwertigem Gas frei, die sich in gleicher Weise wie das Leuchtgas zur Beleuchtung, Heizung und Kraft eignen. Wenn sämtliche Kokereien des rheinisch-westfälischen Industriegebietes mit den oben erwähnten Dafen arbeiten würden, könnten die Werke selbst für ihre eigenen Zwecke die Hälfte dieses Gases verbrauchen und es würde noch soviel Gas übrig sein, daß sich mit dem Ueberschuß von drei Monaten die gesamte Jahresabgabe an Gas aller Städte der Rheinprovinz decken ließe. Die Städte Barmen, Mülheim a. d. Ruhr und Bochum sollen auch bereits die Versorgung durch Koksosfengas beschlossen haben, wobei die Erzeugungsanlagen dieser Städte stillgelegt werden. Den Kokereien ist durch die Gewinnung derartiger Abnehmer jedenfalls gedient, ob die Städte aber gut daran tun, ist noch zweifelhaft. Sch.

Lösung. (15. Oktober. Troitzki, Weiß; Kg5, Lf6, Be5; Schwarz: Ke1, Lb4, Be5. Weiß zieht an, Schwarz hält jedoch Remis.) 1. e6, e4; 2. Lc3f1, Lxc3; 3. e7, Lf6f1; 4. Kx16, c3; 5. e8 Df, Kd2; 6. Dd8f, Ke1; 7. Ke5 (würde der weiße König anderswo stehen, so würde Dg5f zum Gewinn führen). 7. c2; 8. Db6, Kd2; 9. Db2, Kd1; 10. Db3, Kd2; 11. Da21, Ke311 (11. Kd1? würde verlieren, wegen 12. Kd4, c1D); 13. Kd3 zc.) Das Spiel bleibt remis, weil der weiße König sich nicht nähern kann. — Das Endspiel ist sehr belehrend.

Zum Kapitel Dualitätspartien. Die symmetrische Anfangstellung der Steine gilt als „korrekt“. Dies bedeutet, daß bei beiderseits tadellosem Spiel jede Partie eigentlich remis sein sollte. Die Eventualität des Gewinnes beruht also nur auf Fehlern des Gegners. „Interessant“ (druckfähig) ist jedoch eine Partie nur dann, wenn die Fehler des Verlierers nicht allzu zahlreich sind, und wenn der entscheidende Fehler verhältnismäßig (in bezug auf Meisterstärke) versteckt ist, so daß dessen Ausnutzung durch den Gewinner einen gewissen Grad von Geist und Witz erfordert. Selbst unter dieser Voraussetzung kann eine Partie noch nicht als „gut“ bezeichnet werden. Hierzu ist noch folgende Bedingung erforderlich: Es darf nicht nachweisbar sein (wenigstens nicht leicht und nicht klar nachweisbar), daß der Gewinner jemals in der betreffenden Partie auf Verlust gefaßt ist. Verlangt man noch, daß die Partie nicht abgedrohten sei, so ergibt sich, daß es nicht leicht ist, „interessante“, „gute“, wenig bekannte, wirklich gespielte Partien immer aufzutreiben, zumal es noch üblich ist, meistens Partien aus der Meisterpraxis zu bringen. Daß diese Aufgabe nicht einmal gelegentlich von Meisterturnieren oder Matches immer erzwänglich ist, mögen nachstehende Partien aus dem neulich in Berlin ausgefochtenen Wettkampfe Mieses-Teichmann beweisen, der von letzterem in ganz überlegener Weise (5 1/2 zu 6) gewonnen worden ist.

1. Partie. (5. Oktober, Teichmann Weiß.) 1. e4, e6 (heißt „Eröffnung Caro-Kann“ und ist nicht sonderlich zu empfehlen. Siehe Anmerkung zum Schluß der Partie). 2. d4, d5; 3. Sc3, Lxc4; 4. Sxe4, Lf5; 5. Sg3, Lg6; 6. Sf3, Sd7; 7. h4, h5; 8. Ld3, Lxd3; 9. Dxd3, Dc7; 10. Le3, 0-0-0; 11. 0-0-0, Sg6; 12. Db3, Sg4; 13. Se2, e6; 14. Th1, Le7; 15. Kb1, Sxe3; 16. Dxe3, Sf6? (Kb8 ergab gleiches Spiel.) 17. Se5, Th8?? (Ein ganz grober Fehler, dessen Ausnutzung für einen „Meisterpieler“ direkt auf der Hand liegt. Demnach wird die Partie nicht mehr „interessant“. Dies wäre nur dann der Fall gewesen sein, falls Schwarz den richtigen Zug 17. Ld6 gemacht hätte, und Weiß einen Weg gefunden hätte, um auch dann noch den etwas schwächeren Zug „16. Sf6?“ zu strafen.) 18. Se5xf7! und Weiß gewann natürlich im weiteren Verlauf. Den Gewinner trifft kein Zufall.

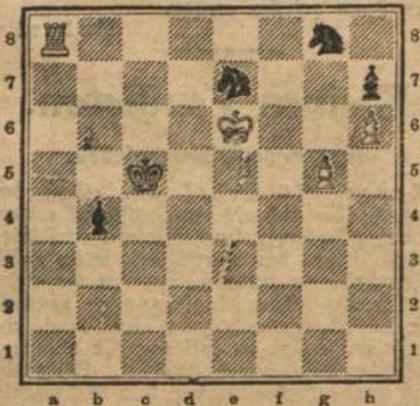
2. Partie (6. Oktober, Mieses Weiß.) 1. d3 (heißt „Griechisch“. Ist korrekt, aber nicht sehr stark). 1. d5; 2. Sd2, e5; 3. e4, e6; 4. De2, Ld6; 5. f4?, exf4; 6. exd5f (Auf 6. e5 folgt einfach 6. Le7! mit gutem Spiel für Schwarz z. B. 7. Sd3, g5! zc.) 6. Se7; 7. dxex, Sbxex; 8. Se4, 0-0; 9. Df2, Sd5; 10. Ld2. (Vorständiger Le2) 10. Se3; 11. Lxe3?? (Die Partie könnte noch einigermaßen „interessant“ werden, falls Weiß in dieser Not wenigstens das Material mit 11. Sxd6, Sxe2f; 12. Kd1, Sxa1; 13. Lxf4 zc. versucht hätte zu verteidigen, weil Sa1 eingesperrt ist. Oder 11. Sxd6, Sd4; 12. Te1, Sxe2f; 13. Txe2, Sxe2f; 14. Kd1, Se3f; 15. Lxe3, fxe3; 16. Df4 zc. Oder 11. Sxd6, Dxd6; 12. Lxe3, Te8; 13. 0-0-0 zc. Schwarz stünde dann, wegen des im 5. Zuge geschehenen Fehlers zwar besser, aber der Gewinn bot noch manche „interessante“ Schwierigkeiten. So jedoch läßt sich Schwarz einfach eine Figur abringen.) 11. fxe3; 12. Dxe3, Te8; 13. 0-0-0, f5; 14. Sf3, fxe4; 15. dxex, De7; 16. Le4f, Kh8; 17. Sg5, Se5. Natürlich gewann Schwarz leicht durch das materielle Uebergewicht.

3. Partie (7. Oktober, Teichmann Weiß.) 1. d4, d5; 2. e4, e5; (Ein Gegengambit, über dessen Korrektheit die Alten noch nicht abgeschlossen sind); 3. dxex, d4; 4. Sf3, Se6; 5. Sbd21, f6; 6. exf6, Dxf6; 7. g3, Lg4; 8. Lg2, 0-0-0; 9. h3, Lf5; 10. 0-0, g5; 11. Da4, h5; 12. Sol1, Sge7; 13. Sd3, g4; 14. h4, Lxd3; 15. exd3, Df5; 16. Se4, Kb8; 17. f4, Se8; 18. a3, Th6; 19. h4, Te6 (Schwarz befaßt sich mit einem planlosen Herumziehen. Dies nennt man keinen „Gegenangriff“, für den man einen Bauer geopiert hat! ... Ob gut oder schlecht, „interessant“ könnte die Partie sich nur bei der Fortsetzung: 19. Sxb4!?: 20. Tb1, Sb6 zc. gestalten. So aber wird Schwarz einfach müde und „interesselos“ abgeschlachtet. ...) 20. Tb1, Te8-e8; 21. Ld2, Sb6; 22. Dc2, Ka8; 23. a4, Sd7; 24. a5, Se6-b8; 25. Da4, c6; 26. b5, a6; 27. bxe6, Sxe6; 28. Txb7! (Ein ganz durchsichtiges Opfer, das wegen 28. Kxb7?; 29. Sd6f, Lxd6; 30. Dxe6f nebst Matt im nächsten Zuge nicht angenommen werden darf); 28. Te6; 29. Sd6, Txd6; 30. Lxc6. Aufgegeben.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

a b c d e f g h



D. Przepiora. Weiß zieht und gewinnt.